



Grundzüge der modernen Kolonisation.

Vortrag gehalten am 28. Mai 1918 in der Gießener Hochschulgesellschaft von Professor Dr. **Gustav Koloff**.

Unsere moderne Zeit ist nicht selten das kolonialpolitische Zeitalter genannt worden. Oft kann man hören, daß die Kolonisation, das Hinausstreben der europäischen Völker über das angestammte Gebiet, die Eroberung und Erschließung fremder, auf niedrigerer Kulturstufe stehender Länder zum Nutzen der eigenen Nation, die Gründung von Tochternationen auf fernem Boden unser Leben vornehmlich bestimme und von stärkerem Einfluß auf alle Verhältnisse sei als in anderen Epochen der Weltgeschichte. „Das Volk, welches am meisten kolonisiert, ist das erste Volk“, sagen übereinstimmend Kolonialpolitiker aller Nationen. Bei schärferem Hinsehen freilich findet man ähnliche Vorgänge in allen Zeiten, soweit unsere historische Kenntnis überhaupt reicht; in allen Weltteilen hat im Laufe der Zeiten ein starker Wechsel innerhalb der Einwohnerschaft stattgefunden, so daß ein französischer Forscher sogar den Satz gewagt hat, die ganze Weltgeschichte bestehe überhaupt nur in Wanderungen der Nationen von einem Wohnsitz zum andern, um bessere Wohnplätze zu finden. Landhunger wäre hiernach also die Triebfeder nicht nur der Kolonisation sondern allen geschichtlichen Lebens überhaupt. Aber diese grob materialistische Auffassung trifft hier so wenig wie bei anderen Problemen das Richtige. Man denke z. B. nur an die Kolonisation der Wendenländer im 10. Jahrhundert: Niedersachsen und Thüringer, die über die Elbe gingen, hatten zu Hause freies Gebiet genug, und was sie drüben fanden, war gewiß nicht besser als ihre Stammesitze. Und die überseeische Kolonisation der europäischen Völker vom 14. bis 17. Jahrhundert würde sich vollends mit jenem Satz nicht erklären lassen, denn in dieser Zeit sind

Die hier angedeuteten Gedanken sind weiter ausgeführt worden in meinem Buche „Geschichte der europäischen Kolonisation seit der Entdeckung Amerikas“, Heilbronn 1913.

zwar riesige Länderstrecken in Asien, Amerika oder Afrika von Europäern in Besitz genommen worden, Einwanderungen haben aber nur in ganz geringem Maße stattgefunden. Nur wenig Zehntausende Weißer wohnten um 1600 im spanischen und portugiesischen Amerika, viele der Hinüberziehenden rechneten mit einer baldigen Heimkehr, und der Masse der Nationen lag eine Abwanderung ganz fern.

Die moderne Kolonisation, die mit der Entdeckung Amerikas oder des Seewegs nach Ostindien ihren Anfang nimmt, muß also anderen Ursachen entsprungen sein — tatsächlich haben mehrere historisch bedingte Ereignisse zusammengewirkt.

Der Schauplatz der europäischen Geschichte hatte in den ersten Jahrhunderten der Epoche, die wir das Mittelalter zu nennen gewöhnt sind, eine große Einschränkung erfahren. Während im Altertum von Griechenland und dem Römerreiche aus eine mächtige Expansion nach Asien und Afrika getrieben und eine teils direkte, teils mittelbare Verbindung mit Indien und China angeknüpft worden war, gingen seit dem 7. christlichen Jahrhundert mit dem Aufkommen des Islam die von Europäern eroberten und besiedelten Teile Afrikas und Asiens allmählich verloren, ja die afrikanischen und asiatischen Muhamedaner drängten im Westen Europas auf der Pyrenäischen Halbinsel bis zum Ebro vor, und im Osten setzten sie sich auf der Balkanhalbinsel fest. Europa, das so lange nach jenen Weltteilen hinübergegriffen hatte, war nun auf eine mühsame Verteidigung beschränkt. Damit war der direkte Verkehr mit den orientalischen Kulturländern aufgehoben; der europäische Kaufmann ging nicht mehr selbst durch das Rote Meer oder auf dem Landwege über Syrien nach Persien oder Indien, sondern er fuhr nur bis an die ägyptischen oder syrischen Küsten und nahm hier von dem muhamedanischen Händler die orientalischen Gewürze und sonstigen Waren in Empfang, die man in Europa brauchte, und lieferte dafür Eisen, Holz und andere Dinge ab.

Aus der Notwendigkeit, sich gegen die andringenden Muhamedaner zu verteidigen und aus dem Bestreben jene Handelsperre zu durchbrechen und in den Verkehr mit den orientalischen Produktionsländern zu kommen, ist die moderne Kolonisation entstanden, und sie ist dort entstanden, wo diese Triebe am stärksten wirkten. Das geschah auf der Pyrenäischen Halbinsel. Hier standen sich Christen und Muhamedaner seit dem 8. Jahrhundert in beständigem Kampf gegenüber, und allmählich gelang es den Christen, ihre arabischen Feinde Schritt für Schritt zurückzudrängen und selbständige Staaten zu errichten, vornehmlich Portugal, Kastilien und

Arragon, die später zu Spanien zusammenwuchsen. Während diese Reiche allmählich ihr Gebiet nach Süden vergrößerten, trat in ihnen von selbst der Wunsch auf, die Araber nicht nur von europäischem Boden zu vertreiben, sondern auch jenseits des Mittelmeeres, in Nordafrika, Eroberungen zu machen: das erforderte einmal das politische Interesse, denn die Mauren in Afrika hatten stets ihre Glaubensgenossen in Granada und Cordoba unterstützt, und es war zu erwarten, daß man nie Ruhe haben werde, wenn man die muhamedanischen Stämme in Afrika nicht unschädlich mache. Sodann erschien das Hinübergreifen nach dem anderen Erdteil als kirchliche Pflicht, denn der Kampf gegen die Araber war zugleich ein Glaubenskampf: jeder Schritt vorwärts gewann dem Christentum neuen Boden, und diese Verbindung von kirchlichem und nationalem Enthusiasmus hat den Spaniern und Portugiesen die nachhaltige Energie verliehen, Jahrhunderte lang den schweren Kampf siegreich durchzufechten. Endlich trieb zur Eroberung Afrikas das kommerzielle Interesse: ein lebhafter Verkehr mit den reichen Kulturländern des Mittelmeers war nicht möglich, wenn man nicht die Seeräuber von Algier und Tunis bändigte.

Portugal konnte diese überseeischen Aufgaben zuerst ergreifen; seit dem Jahre 1300 etwa erschienen seine Flotten an der afrikanischen Küste, und aus diesen Kämpfen entwickelte sich im Laufe des 14. und 15. Jahrhunderts die Idee, weiter nach Süden vorzudringen, das ganze Maurengelbiet zu erobern und für das Christentum zu gewinnen. Und bei weiterem Vordringen an der Westküste Afrikas ergaben sich andere Hoffnungen: man plante, um Afrika herumzufahren, nach Indien zu gelangen und dort die in Europa so begehrten und teuer bezahlten Waren direkt vom Produzenten einzuhandeln: dann konnte Portugal der erste und reichste Handelsstaat Europas werden. Wie so oft bei großen Entwürfen dachte man sich die Ausführung der Pläne leichter als sie war: man unterschätzte z. B. die Ausdehnung Afrikas bedeutend und rechnete für die Kämpfe gegen Heiden und Muhamedaner auf die Hilfe christlicher Negerreiche in Zentralafrika, von denen das ganze Mittelalter hindurch Sagen von Mund zu Mund gingen. Aber schließlich wurden alle Enttäuschungen und Hindernisse überwunden; wie bekannt wurde 1498 durch Vasco da Gama der Seeweg nach Ostindien gefunden und Portugal in der Tat zur ersten Handelsmacht Europas erhoben.

Man sieht schon hieraus: nicht Landhunger, sondern andere Ursachen haben zur portugiesischen Expansion geführt, religiöse, politische und wirtschaftliche Ideen; es ist die Tradition der portugiesischen Geschichte, die sich

geltend macht, und innerhalb dieser Tradition ist das stärkste Moment gewiß nicht das materielle, das kommerzielle, sondern die beiden andern. Diese werden in der gleichzeitigen Literatur am stärksten betont, das materielle tritt erst allmählich hinzu. Dem großen portugiesischen Dichter, der die Entdeckerzeit verherrlicht, ist das Höchste, daß die glaubensstarken Herrscher so viele lasterhafte Heidenstaaten vernichten und die Kreuzesreligion in Asien ausbreiten. Die Sehnsucht nach neuem Siedlungsland vollends hat gar keine Rolle gespielt; portugiesische Auswanderer gab es wenig, in Indien wurden als einzige Siedlungen nur Handelsstationen, militärische und kirchliche Niederlassungen begründet, auch Brasilien, das zum Anbau lockte, erhielt eine spärliche Einwanderung.

Da große Ansiedlungen nicht möglich waren, so dachte man auch nicht an intensive eigne Arbeit in den neuen Besitzungen, weder an industrielle noch landwirtschaftliche: man trieb vielmehr eine rein kommerzielle Tätigkeit. Man begnügte sich, die vorgefundenen Produkte der Eingeborenen einzuhandeln und nach Europa zu verfrachten. Diese Einseitigkeit bildete die Schwäche des portugiesischen Kolonialbetriebes und führte, wie hier nicht näher dargelegt werden kann, allmählich zur Überwucherung der kaufmännischen Gesichtspunkte auf allen Gebieten des öffentlichen und privaten Lebens; man gewöhnte sich durch Monopolisierung des indischen Handels an relativ sicheren und leichten, Handelsgewinn, und hierunter litt die wirtschaftliche Initiative und Leistungsfähigkeit. Das Gewinnen und Genießen wurde stärker als das Arbeiten und Schaffen betont; Ackerbau und Gewerbe wurden im Geschäftsleben vernachlässigt, in der Staatsverwaltung trat der Gedanke der Pflicht zurück. Daher konnte die portugiesische Kolonisation zwar binnen kurzer Zeit eine hohe materielle Blüte herbeiführen, aber sie war nicht von Dauer und sofort zum Tode verurteilt, sobald andere Nationen mit größeren materiellen Mitteln und besseren moralischen Grundlagen gegen sie auftraten. Nur eine energische Zusammenfassung aller nationalen Kräfte durch eine tüchtige Staatsverwaltung hätte den Portugiesen eine dauernde Leistungsfähigkeit gewähren können, aber gerade daran fehlte es: der materialistische Charakter ihrer überseeischen Politik war vielmehr darauf zugeschnitten, die Nation einer solchen Anspannung zu entfremden. Das ideale Element, das in ihr wirksam war, der Missionsgedanke, war zu schwach, diesen Kräften der Erschlaffung Widerpart zu halten, zumal er selbst bald verknöcherte und besonders in den Händen der Jesuiten nicht zur Vertiefung, sondern zur Veräußerlichung des Christentums führte.

Außerlich anders geartet war die überseeische Tätigkeit der Nachbarn der Portugiesen, der Spanier, die 1^{1/2} Jahrhunderte später als jene das Weltmeer zu befahren begannen. Sie wurden aus ganz derselben Verkettung von Motiven zur Expansion in unbekannte Länder gedrängt, nur daß sie das Wunderland nicht um Afrika herum, sondern durch die direkte Westfahrt zu erreichen suchten, wozu ihnen die durch Columbus in Spanien vertretene gelehrte Spekulation der Italiener den Weg gewiesen hatte. Wenn die Portugiesen in den asiatischen alten Kulturländern sogleich den gewinnreichsten Handel treiben konnten, so war das den Spaniern in Amerika verjagt, denn hier fanden sie zuerst arme und dünn bevölkerte Gebiete, die weder Gewürze noch künstliche Gewebe darboten; man hätte vielmehr alles zum Handel Notwendige erst selbst erzeugen müssen. In der Tat haben die Spanier Ansätze zu einer solchen fruchtbringenden Tätigkeit durch Anpflanzung von Zuckerrohr, Baumwolle und dergleichen gemacht, aber diese Arbeit vernachlässigt, sobald sie in den entwickelteren Ländern Südamerikas auf Gold und Silber stießen. Jetzt suchten sie möglichst große Mengen Edelmetalle zu gewinnen, in der Hoffnung, damit über alle Güter dieser Welt verfügen zu können. Diese Möglichkeit, bar Geld ohne entsprechende eigene Arbeit zu gewinnen, ist den Spaniern ebenso verhängnisvoll geworden, wie der leichte Gewinn bringende indische Handel den Portugiesen. Denn im Besitze der Silbermassen Perus verschmähten es die Spanier, ihre eigne nationale Wirtschaft zu entwickeln; sie fanden es bequemer, Getreide, Schiffe, Geschütze und Kleider von den Niederländern, Engländern und Italienern einzukaufen, als diese Dinge selbst zu fabrizieren. Die Geldströme, die sich alljährlich von Amerika nach Europa ergossen, dienten daher nur in geringem Grade zur Errichtung spanischer Unternehmungen und zur Vermehrung der heimischen Arbeitsgelegenheit, sie wurden vielmehr schnell ins Ausland weiter geleitet, um alle Gegenstände des täglichen Bedarfs wie des Luxus zu bezahlen. Vorübergehend hatte allerdings Spanien große Vorteile von diesem Zustrom der überseeischen Edelmetalle, aber bald machten sich die Schattenseiten des Mangels an eigner fruchtbarer Arbeit geltend: man wurde abhängig von den Ausländern, und wenn die Ausbeute in den Silbergruben einmal nachließ oder irgend welche Störungen die Zufuhr verzögerten oder verminderten, dann trat in Spanien Mangel an jenen Dingen ein, und man mußte drückende Schulden machen, um das Ausland zur weiteren Lieferung zu bewegen. So wurde Spanien, der Besitzer der zahlreichsten Länder der Welt, allmählich der Schuldner Eu-

ropas. Es war Spaniens Verhängnis, daß seine politische Vergangenheit mit dieser unwirtschaftlichen Verwertung der neu erschlossenen Länder durchaus zusammenstimmte. Denn die spanische Tradition war im wesentlichen kriegerisch. In der Befreiung des Heimatlandes von den muhamedanischen Eroberern sah die kastilische Nation, der Kern des spanischen Reiches, ihre Aufgabe, und als diese gelöst war, hielt sie sich zur Verteidigung und Ausbreitung des katholischen Glaubens, unter dessen Zeichen sie die islamistische Herrschaft abgeschüttelt hatte, verpflichtet. Bekämpfung des Protestantismus in Europa wurde daher im 16. Jahrhundert ihr Hauptziel. Kriegertum und Priestertum sind also in der spanischen Tradition eng miteinander verflochten, und diese beiden Größen, so gewaltiger Leistungen sie fähig sind, haben in ökonomischer Umsicht und der Pflege der wirtschaftlichen Tätigkeit nie ihre starke Seite gehabt. Die gewerbliche Arbeit galt neben dem Dienst in Heer und Kirche für verachtet, konnte also große Anziehungskraft nicht ausüben. Bei dieser Geringschätzung der schaffenden Arbeit in der Heimat haben die Spanier auch wenig getan, in dem unermesslichen Lande jenseits der Meere neue Rohstoffe für die Industrie zu schaffen: es fehlten ja in der Heimat die Hände, sie zu verarbeiten. Und diese Geringschätzung der Arbeit hat auch dem besten Kapitel der spanischen Kolonialpolitik, der Eingeborenenpolitik, ihren Fluch aufgedrückt. Da sie selbst den Wert der Arbeit nicht erkannt hatten, waren weder Staat noch Kirche in der Lage, die neu gewonnenen Untertanen drüben zu intensiver Tätigkeit anzuleiten. Beide Faktoren haben sich eifrig um das Seelenheil der Indianer durch Bekehrung bemüht, beide haben, eben um Seelen gewinnen zu können, auch verhindert, daß die Kolonisten in ihrer natürlichen Selbstsucht die Eingeborenen ausrotteten oder zu willkürlicher Fronarbeit heranzogen: aber auf eine höhere Stufe der Gesittung vermochten sie die Indianer nicht zu heben, da ihr Erziehungssystem in einer engen, wenn auch wohlwollenden patriarchalischen Bevormundung bestand und nicht auf geistige Förderung, sondern auf Unterdrückung der Initiative hinauslief. Wo die Vormundschaft aufhörte, zog rasch die Barbarei wieder ein. Die Eingeborenen der heutigen süd- und mittelamerikanischen Republiken bilden gewiß keine Empfehlung für das spanische Kolonialsystem.

Es liegt in der menschlichen Natur, daß die Entdecker der fernen Länder auch die einzigen Besitzer und Benützer zu bleiben und allen fremden Nationen den Zutritt zu verwehren strebten. Ebenso begreiflich ist es aber, daß die übrigen Europäer Anteil an dem Handel Indiens und

dem Silber Amerikas verlangten, und das daraus die erbittertsten Kämpfe entstanden. Niederländer, Engländer und Franzosen haben bald das Monopol der Portugiesen und Spanier durchbrochen und mit dem Eindringen dieser nördlichen Völker traten auch neue Gesichtspunkte auf. Es sind die Engländer, denen die Geschichte der Kolonisation einen entscheidenden Fortschritt verdankt.

Beim Beginn ihrer überseeischen Laufbahn vertreten die Engländer dieselben Ideen, wie ihre pyrenäischen Vorgänger: sie wollten sich mit Hilfe der vorgefundenen Gegenstände unmittelbar bereichern. Aber im Laufe des 16. Jahrhunderts kam eine tiefere Auffassung zur Geltung. Die Überzeugung drang durch, daß der Handel mit Indien und Südamerika bei der Feindschaft der augenblicklichen Besitzer große Schwierigkeiten biete, man faßte daher den Entschluß, die bisher kaum besuchten Küsten Nordamerikas zu erkunden und systematisch auszubeuten. Man machte sich dabei sogleich klar, daß auf diesem unwirtlichen und von einer rohen Bevölkerung bewohnten Kontinent wenig zum sofortigen Handel geeignete Dinge vorhanden seien, daß man sie also selbst erst schaffen müsse. Aber gerade das wollte man und erwartete den größten Nutzen davon. Die Befürworter der nordamerikanischen Expansion, der Geograph Haklunt und der Philosoph Bacon von Verulam führten aus, zur Ausbeutung des amerikanischen Festlandes brauche man dauernde Ansiedlungen, und diese würden in doppelter Weise dem Mutterlande Nutzen bringen: einerseits als Produzenten von Rohstoffen aller Art, die man zu Hause gar nicht oder nur in ungenügender Menge erzeugen könne, wie Öl, Seide, Holz, Färbemittel und dergleichen, andererseits als Käufer von englischen Industriewaren, vor allen Dingen von ackerbaulichen Gerätschaften. Außerdem werde durch den steigenden Verkehr mit dem sich drüben bildenden Neuengland die Schifffahrt vermehrt werden, also die Schiffsbauindustrie großen Nutzen haben. Daher sollten in den künftigen Ansiedlungen möglichst viele Häfen angelegt werden, damit der Verkehr mit dem Mutterlande erleichtert werde. Endlich, sagten sie, werde die Wehrkraft der Nation steigen: denn in der Flotte liege ihre Stärke, je mehr aber die Handelsflotte wachse, desto kräftiger werde sich auch die Marine entwickeln und die Sicherheit der Inseln garantieren können. Man verhehlte sich nicht, daß eine derartige Kolonialpolitik nicht von heute auf morgen, sondern — wie eine Waldbanlage — erst nach Jahrzehnten Frucht bringen könne. Also nicht einen unmittelbaren Gewinn durch Handel mit fremden Erzeugnissen oder durch Erlangung von Edelmetallen, sondern mittelbare Förderung des

heimischen Wohlstandes strebte diese Anschauung an. Sie war prinzipiell etwas ganz neues, denn keine der anderen Nationen hatte ihre Expansion mit dieser Notwendigkeit begründet. Und zwar waren die Engländer über das Vorbild der Spanier und Portugiesen hinausgekommen durch eine andere Einschätzung der produktiven Arbeit. Sie wollten die Rohstoffe drüben nach Kräften entwickeln, um möglichst viele nach England zu ziehen: man hatte das Vertrauen zu seinem Fleiß und seiner Geschicklichkeit sie verarbeiten und die Waren nutzbringend verwenden zu können. Reich und mächtig werden wollte man durch die Kolonien wie die Portugiesen und Spanier, aber man wollte sich diese Werte nicht erkaufen oder erhandeln, sondern erarbeiten. Auf welcher Seite die größere moralische Kraft und damit die Zukunft lag, braucht nicht mehr erwiesen zu werden: die englischen Besitzungen bedeckten sich mit blühenden Ansiedlungen, von Jahr zu Jahr stieg der englische Handel und Reichtum, die Nation wuchs an Zahl und Selbstbewußtsein und war stets in der Lage, gelegentliche Rückschläge zu überwinden, während die spanische Macht nach einer kurzen Blüte unaufhaltsam niederging.

Es ist selbstverständlich, daß diese Gedanken nicht auf England beschränkt blieben, sondern sich auch in den anderen Ländern durchsetzten. In Holland und Frankreich hatte man ungefähr gleichzeitig den Wert von dauernden arbeitenden Niederlassungen in der überseeischen Welt erkannt, aber das Verdienst der Engländer ist, daß sie diese Vorstellungen zum ersten Male und am tiefsten ergriffen, in ein System gebracht, mit der Gesamtpolitik verbunden und in großem Maßstabe durchgesetzt haben. Es ist daher im tiefsten Grunde nicht unberechtigt, daß in dem großen Kampf um die überseeische Welt während des 17. und 18. Jahrhunderts England infolge einer Verbindung der verschiedensten inneren und äußeren Ursachen am besten abgeschnitten hat und beim Abschluß dieser Epoche im Jahre 1815 als die einzige wirkliche Kolonialmacht übrig geblieben ist.

Das letzte Ziel der Kolonialpolitik aller Völker war Vergrößerung der nationalen Macht, um die politischen Aufgaben, die man sich stellte, besser durchführen zu können. Dieses Ziel bestimmte auch das Verhältnis zwischen Kolonien und Mutterland. Die Kolonien wurden schlechthin als Ausbeutungsobjekte betrachtet; dem Wohle des Mutterlandes sollten sie dienen, ihr eigenes stand in zweiter Linie. So sollten sie allein mit dem Mutterlande Handel treiben, Industrie sollte es grundsätzlich in den Kolonien überhaupt nicht geben, damit der heimischen keine Konkurrenz entstehe, auch eigne Schifffahrt sollten sie in der Regel nicht pflegen, sondern

ganz von der mutterländischen abhängen. Von eigener Politik nach außen war selbstverständlich keine Rede, oft wie in den französischen und in vielen englischen hatten sie auch im Innern keine Selbstverwaltung, sondern standen unter strenger Vormundschaft durch das Mutterland. Es ist kein Wunder, daß diese Ansprüche zu endlosen Schwierigkeiten Anlaß gegeben haben und in dieser Strenge nie haben durchgeführt werden können. Aber eine starke Einschränkung der wirtschaftlichen Tätigkeit hat doch stattgefunden, und je bevölkerter und kräftiger die Kolonien wurden, desto lebendiger setzten sie sich gegen das egoistische Mutterland zur Wehr. Man weiß, daß wegen dieser wirtschaftlichen und politischen Gegensätze sich am Schluß des 18. Jahrhunderts die stärksten englischen Ansiedlungen losgerissen haben, und daß die meisten spanischen und portugiesischen Kolonien diesem Beispiel gefolgt sind. Auch bei diesen Unfällen bewahrte sich die Überlegenheit der englischen Kolonialpolitik über die spanisch-portugiesische: die englischen Pflanzungen blieben auch nach der politischen Trennung wirtschaftlich und geistig eng mit dem Mutterlande verbunden, weil ihnen der Verkehr mit ihm zur Lebensnotwendigkeit geworden war. Was sie an europäischen Waren brauchten, kauften sie wie bisher meist von England, weil sie es nirgends besser und billiger erhalten konnten, und ebenso blieb England ihr Hauptabnehmer für ihre Rohstoffe. Nach der Losreißung der amerikanischen Siedlungen hat sich sogar der Handel zwischen England und Amerika binnen wenigen Jahren vervielfacht, weil jetzt, nachdem die wirtschaftlichen Fesseln gesprengt waren, Amerika in Produktion und Konsumtion leistungsfähiger wurde. Ökonomisch hat die Metropole also gewiß nur Nutzen von der Entlastung der unlenksam gewordenen Tochter gehabt. Ganz anders sah es auf der spanischen Seite aus. Weil die spanischen Kolonien vom Mutterlande nur wenig haben beziehen können, vielmehr das meiste ihrer Bedürfnisse vom Auslande erhalten hatten, so konnte sich die Tradition des Verkehrs nicht geltend machen, und die freigewordenen Kolonien trugen nicht mehr zur Befruchtung des Wirtschaftslebens in Spanien bei. Andere Nationen, die den Mittel- und Südamerikanern das lieferten, was ihnen Spanien nicht bieten konnte, ernteten die Früchte der von Spanien vor Jahrhunderten gepflanzten Keime.

Die Losreißung Nordamerikas hat dem geltenden Kolonialsystem den Todesstoß versetzt; in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts sind schrittweise die alten beschränkenden Gesetze abgeschafft und die Kolonien als gleichberechtigt mit dem Mutterlande behandelt worden. Den Anfang mit dem neuen kolonialpolitischen Geiste hat wiederum England gemacht. Es

ging zum Freihandel mit den Kolonien über, gewährte ihnen im allgemeinen Selbstverwaltung und gestattete sogar den entwickelteren, Handelsverträge mit dem Auslande abzuschließen, verzichtete also auf jede privilegierte Stellung im Verkehr mit seinen Tochterstaaten. Nun wiederholte sich daselbe Schauspiel wie nach dem nordamerikanischen Unabhängigkeitskriege: je mehr die Kolonien infolge ihrer Selbständigkeit erstarkten, desto mehr kam das ihrem besten Kunden, dem Mutterlande, zu gute. Immer höher stieg der Handel im britischen Weltreiche, immer neue Millionen und Milliarden wurden in den Kolonien angelegt und brachten ungeheure Zinssummen in die Heimat, immer stärkeren Nutzen zog die englische Flagge aus dem kolonialen Verkehr, und stetig wuchsen die Summen, die die englischen Beamten und Angestellten aller Art in der Verwaltung der Kolonien verdienten und der Heimat zuführten. Das britische Kolonialreich des 19. und 20. Jahrhunderts bietet so ein ganz anderes Bild als das des 17. und 18.: früher ein Konglomerat von äußerlich unzusammenhängenden, sich innerlich fremden Gliedern, regiert und ausgefogen vom Mutterlande, jetzt ein freier Verein von wesentlich gleichberechtigten Faktoren; früher zusammengehalten unter sich und mit dem Mutterlande durch äußeren Zwang, jetzt durch die gemeinsame Sprache und ungezählte Bande der wirtschaftlichen Beziehungen und der politischen Tradition.

Eine weitgehende wirtschaftliche Freiheit läßt Frankreich in seiner Kolonialpolitik nicht walten. Es gestattet den freien Handel mit dem Auslande nicht, sondern begünstigt die französischen Waren auf den kolonialen Märkten und umgekehrt, und ebenso gewährt es der französischen Flagge im kolonialen Verkehr große Rechte. Diese Verschiedenheit der englischen und französischen Kolonialpolitik hängt mit dem grundverschiedenen Charakter der beiden Staatswesen und ihrer Geschichte zusammen. Frankreich besitzt im 19. Jahrhundert außer geringen Bruchteilen keine alten überseeischen Provinzen wie England, da sein altes Kolonialreich vor 1815 zu Grunde gegangen ist, es mußte daher erst die neu eroberten Länder, voran Algier, mit französischen Einwanderern und französischem Kapital erfüllen, um sie der französischen Nationalwirtschaft dienstbar machen zu können. Da ist es nun das Verhängnis Frankreichs, daß es ihm an Menschen und Kapitalkraft fehlt, den Aufgaben, die ihm sein riesiger Kolonialbesitz stellt, zu genügen. Seit 1870 ist ja seine Volkszahl nicht gewachsen, es kann also wenig Auswanderer abgeben, und daher leben z. B. in Algier, dem prächtigen Siedlungslande vor den Toren Frankreichs, nur einige Hunderttausend Franzosen neben ebensoviel anderen

Europäern, und in Tunis bilden die Franzosen gar nur ein Viertel sämtlicher Europäer. Und wie mit den Menschen steht es mit den wirtschaftlichen Elementen; da die Kapitalsvermehrung von der Vermehrung der Bevölkerung abhängt, reicht Frankreichs Wirtschaftskraft zur Entwicklung der Kolonien nicht aus, es muß also fürchten, daß sich immer mehr fremdes Geld und fremde Tätigkeit in seine Kolonien eindringt. Um diesen Prozeß zu verhüten hat die französische Regierung zu den Schutzmaßregeln im Verkehr zwischen Heimat und Kolonien gegriffen, obgleich sie ohne Zweifel der wirtschaftlichen Entfaltung der Kolonien hinderlich sind. Allerdings hat Frankreich hierdurch einen beträchtlichen Kolonialhandel erzielt — rund eine Milliarde, etwa den zwölften Teil seines Gesamtaußenhandels überhaupt, betrug der Verkehr zwischen Mutterland und Kolonien — aber solche dem Geiste der Zeit widersprechende Hilfsmittel sind schwache Schutzmauern; menschlichem Ermessen nach werden nach dem Kriege, selbst wenn die kolonialen Besitzverhältnisse unverändert bleiben sollten, die französischen Kolonien bald von Fremden überflutet werden, denn Frankreich wird nach den ungeheuren Verlusten der Kriegsjahre weniger als je in der Lage sein, die kolonialen Anforderungen zu befriedigen.

Wenn also eine Summe von moralischen und materiellen Faktoren zur Durchführung einer gedeihlichen Kolonialpolitik gehört, so fragen wir nun zum Schluß: ist denn Deutschland im Besitz dieser Größen? und entsprach es seinem tiefsten Interesse, daß es in die koloniale Bewegung überhaupt eintrat?

Die zweite Frage ist leicht zu beantworten, denn der Eintritt Deutschlands in die Kolonialbewegung war eine Notwendigkeit. Alle seine Lebensbedürfnisse wiesen es auf die Erwerbung von Kolonien hin. Nur an wenig sei erinnert. Deutschland hatte im 19. Jahrhundert eine gewaltige Volkszunahme, sein Handel stieg dauernd, sodaß er um 1870 nur noch vom englischen übertroffen wurde; zugleich wurde seine Industrie eine der ersten der Welt und beschäftigte Millionen von Arbeitern; viele Hundert von Millionen Mark gingen alljährlich zur Beschaffung von Rohstoffen ins Ausland; die Ernährung seiner Bevölkerung beruhte zum großen Teil auf der Einfuhr, denn abgesehen von überseeischen Genußmitteln wie Reis, Tee, Kakao, Kaffee mußten Getreide und Fleisch aus Nordamerika, Rumänien und Argentinien eingekauft werden. Sein Kapital wuchs mächtig und suchte Betätigung im Auslande, außer in Europa in den fremden Kolonien, in China und Südamerika. Das ganze geregelte wirtschaftliche Leben Deutschlands beruhte auf dem Verkehr mit der ganzen Welt; wenn

3. B. überseeische Produkte, wie die Baumwolle, ausblieben, wenn der deutschen Exportindustrie größere überseeische Märkte verschlossen wurden, so waren große Krisen unvermeidlich. Und solche Möglichkeiten lagen seit 1870 vor. Denn Amerika und Rußland wandten sich immer deutlicher einer Schutzzollpolitik zu, die unsere Industrie in doppelter Weise treffen mußte: einmal durch Erschwerung der Einfuhr, zweitens durch die Züchtung einer eignen Industrie, die die Konkurrenz um die Rohstoffe vermehrte, also verteuerte. Auch in den englischen Kolonien kündigten sich manche Schwierigkeiten an. Die Fortdauer des Freihandels war hier keineswegs garantiert. Trotz seiner gestiegenen Bevölkerung und Wirtschaftskraft hat Deutschland sein Territorium nicht vergrößert, während alle anderen großen Völker — Engländer, Franzosen, Russen und Nordamerikaner — sich weite Gebiete angeeignet hatten. Deutschland hatte daher zeitweilig eine starke Auswanderung, die Deutschland eine erhebliche Summe an materiellem und geistigem Besitz entzog. Diese Entwicklung hat in Deutschland nach und nach den Gedanken an die Erwerbung eignen Kolonien entstehen lassen: sie sollten die Auswanderer aufnehmen, Rohstoffe für die deutsche Industrie, Nahrungsmittel erzeugen und einen kaufkräftigen Markt für die deutsche Industrie bilden. Nicht ohne Schwierigkeiten und Hemmungen hat sich diese kolonialpolitische Richtung in Deutschland durchsetzen können, denn sie widersprach der jahrhundertealten rein binnländischen Anschauung unseres Volkes; es konnte der Nation nicht leicht werden, nach den soeben glücklich beendeten Einheitskämpfen neue politische Wege einzuschlagen, die große Gefahren und Anstrengungen brachte und die schon in Europa vorhandenen Gegensätze durch neue überseeische vermehren konnte. Gründlich sind vor 4 oder 5 Jahrzehnten alle diese Fragen in der Öffentlichkeit erwogen worden. Wie sich einst in England im 16. Jahrhundert eine Kolonial-Literatur vor dem Beginn der eigentlichen Kolonisation entfaltete, so auch in Deutschland; dieselbe geistige Umwandlung, die England und Frankreich 2—300 Jahre früher durchgemacht hatten, mußte jetzt Deutschland erleben.

Auf die Erwerbung der deutschen Kolonien brauche ich nicht näher einzugehen. Man weiß, wie es trotz des begreiflichen Widerstandes der übrigen Völker gelungen ist, wertvolle Stücke in Afrika, Asien und der Südsee zu gewinnen; man weiß auch, daß die Kolonien die Hoffnung, das deutsche Wirtschaftsleben zu heben, wahrgemacht haben. Freilich: das, was die englischen und französischen Kolonialreiche wirtschaftlich und politisch für ihr Mutterland sind, vermochte das deutsche noch nicht zu sein.

Es bestand ja aus Gebieten, die erst entwickelt werden mußten, ehe sie etwas leisten konnten; wie in Nordamerika vor 300 Jahren mußten die Werte zur Befruchtung der Heimat erst geschaffen werden, und dann war das Gebiet viel zu klein, den Bedarf Deutschlands am überseeischen Verkehr zu decken. Nur einen Beitrag konnten die Kolonien hierzu leisten; von den 20 Milliarden des deutschen Außenhandels gingen vor dem Kriege nur gegen 200 Millionen in die Kolonien. Aber das waren nur die ersten Früchte einer kurzen Arbeit von weniger als 40 Jahren; wie das steigende Gedeihen der Kolonien lehrte, war in Zukunft noch viel zu erwarten. An Baumwolle, Hanfpflanzen, Mineralien und tierischen Produkten konnten sie früher oder später einen großen Teil des deutschen Bedarfs decken. Weit kräftiger fällt in die Augen, was die Kolonien als Arbeitsstätte für unser mobiles Kapital schon bedeutet haben: mehrere Milliarden deutsches Geld waren vor dem Kriege bereits in industriellen Anlagen, in landwirtschaftlichen Betrieben, in Hafenbauten, Eisenbahnen und dergl. investiert worden, und endlich darf man nicht die Anregung und die Gewinne vergessen, die der Verkehr mit den kolonialen Häfen unserer Schifffahrt gebracht hat. Alles in allem bilden die Kolonien also trotz ihrer Jugend einen wertvollen Faktor in unserer Nationalwirtschaft, und das, was sie geworden sind, sind sie ohne künstliche Krücken geworden, ohne Begünstigung der deutschen Waren vor den fremden in den Kolonien und umgekehrt. Es herrscht vielmehr völlige Gleichheit im Verkehr mit den Kolonien zwischen Deutschland und dem Auslande. Gewiß ein Zeichen, daß das Aufblühen unseres Kolonialwesens ein natürliches Erzeugnis und nicht das Ergebnis einer künstlichen Protektionswirtschaft wie in Frankreich ist. Aber man erwartet, wie das englische Beispiel zeigt, von den Kolonien noch mehr als bloße materielle Bereicherung: man erwartet davon zugleich eine Fortpflanzung der Nation, und es fragt sich, ob unsere Kolonien auch diesen Ansprüchen genügt haben. Indessen hierzu lag die Notwendigkeit nicht vor, da wir, seitdem wir Kolonialmacht sind, eine nennenswerte Auswanderung nicht mehr haben. Aber daß bei erneutem Anschwellen der Auswandererziffern Südwest- und Ostafrika eine starke deutsche Bevölkerung aufnehmen können — mindestens 1 — 2 Millionen — ist zweifellos, schon haben einige Zehntausende von Europäern ihren Wohnsitz dort aufgeschlagen.

Aus dem Gesagten ergibt sich, was wir im Frieden für unsere Kolonien erstreben müssen. Wir müssen unseren Besitz zurückerhalten aus den erwähnten materiellen Gründen, und dazu kommt noch der moralische, daß wir das mit deutschem Blut und Schweiß gedüngte Land nur unter

schwerer Demütigung Fremden überlassen könnten. Aber wir müssen weiter danach streben, unser Kolonialreich zu vergrößern und womöglich die verschiedenen Stücke miteinander zu verbinden. Je größer und zusammenhängender unser Kolonialbesitz, desto leichter seine Verteidigung. Und wirtschaftlich ist die Vergrößerung unseres Kolonialreiches dringend erwünscht, weil wir nach dem Kriege vermutlich mehr als vorher auf die Kolonien angewiesen sein werden. An vielen Stellen der Welt ist ja der deutsche Handel vernichtet und in fremde Hände übergegangen, häufig wird sich ein lebendiger Widerstand gegen das Neuerscheinen des deutschen Kaufmanns und Industriellen geltend machen; sowohl die fremden Rohstoffe wie ausländischen Absatzmärkte werden uns also die Kolonien zum Teil wenigstens ersetzen müssen. Wo diese neuen Kolonien erworben werden können, ist Sache der praktischen Politik, ich brauche daher kein Programm darüber zu entwerfen. Vielleicht darf man daraufhinweisen, daß augenblicklich mehr Gewicht auf tropische Kolonien als auf Siedlungsland zu legen ist, denn was wir an überschüssiger Bevölkerung etwa haben sollten, wird für Jahrzehnte in den baltischen Gebieten und den alten Kolonien unterkommen können. Wenn so die Frage nach Neuland nicht brennend ist, so ist das selbstverständlich kein Grund, etwaiges überseeisches Siedlungsland, wenn es zu gewinnen ist und im übrigen unseren Interessen entspricht, zurückzuweisen.

Diese Notwendigkeit der deutschen Arbeit in solchen Gebieten, in denen dem Europäer im allgemeinen körperliche Tätigkeit unmöglich ist, rückt sogleich ein uraltes Problem der Kolonialpolitik in den Vordergrund: die Frage der Eingeborenenbehandlung. Nur mit Hilfe der Schwarzen sind ja in Zentralafrika, also dem mutmaßlichen deutschen Hauptbesitz, landwirtschaftliche und industrielle Unternehmungen zu betreiben. Daß in dem Verhältnis zu den Eingeborenen nicht nur materielle, sondern auch sittliche Rücksichten zu gelten haben, ist von allen europäischen Nationen jetzt anerkannt, im übrigen sind freilich die Anschauungen über die rationellste Behandlung der Neger noch im Fluß; es ist unmöglich, hier näher darauf einzugehen. Die deutsche Praxis hat vor allem Gewicht darauf gelegt, die Neger an Arbeit zu gewöhnen, und wo es anging, auch ihnen Geschmack an der Eigenwirtschaft beizubringen versucht, im allgemeinen aber den Standpunkt vertreten, daß eine Selbständigkeit der Schwarzen schlechterdings unmöglich ist und sogleich zur Barbarei führen muß. Daß sich das deutsche System im allgemeinen wirtschaftlich bewährt hat, zeigt das Aufblühen der Kolonien; daß es auch politisch seine Probe bestanden hat, zeigt die Unterstützung, die unsere Kolonialtruppen in Ostafrika von

den Schwarzen erfahren haben, denn ohne diese wäre es der Heldenschar Lettow-Vorbeckes nicht möglich gewesen, sich so lange gegen die englische Übermacht zu behaupten. Daß Tausende von Negern sich freiwillig der deutschen Schutztruppe angeschlossen haben, beweist deutlich, daß sie das Bewußtsein haben, mit der geordneten und strengen aber gerechten deutschen Verwaltung ein besseres Los gezogen zu haben als mit der englischen, die hier und da den Standpunkt der Autorität weniger betonte, aber in der sittlichen und materiellen Fürsorge nicht dasselbe leistete wie die deutsche.

Wenn nach alledem kein Zweifel ist, daß Deutschlands Zukunft mit einer kolonialisatorischen Tätigkeit verknüpft ist, so ist andererseits auch gewiß, daß Deutschland dieser Aufgabe gewachsen ist und den Vergleich mit seinen heutigen Hauptfeinden, den Engländern und Franzosen, nicht zu scheuen braucht. Den Franzosen glauben wir durch unsere Überzahl an Menschen weit überlegen zu sein, nicht nur materiell, auch moralisch, denn die Frage der Volksvermehrung ist viel weniger eine materielle als eine sittliche Frage. Und die Engländer haben vor uns nicht wie einst vor den Spaniern die stärkere Betonung der produktiven Arbeit voraus. Im Gegenteil, die Furcht vor unserer Arbeitsfähigkeit und Arbeitsfreudigkeit, die Abneigung gegen größere wirtschaftliche Anspannung, zu der sie unser Wettbewerb zwang, war eine der stärksten Wurzeln, aus denen die Kriegslust in England erwachsen ist.

Mag das nun in Zukunft so bleiben oder mag die neue Zeit einen neuen gewaltigen Aufschwung an Arbeitsenergie in England hervorrufen: Deutschland wird auch bei noch so starkem Wettbewerb nicht zurückbleiben dürfen. Um allen Anforderungen zu genügen, muß es sich stets bewußt bleiben, daß es sich in der kolonialen Frage nicht allein um materielle Angelegenheiten, nicht nur um Geldverdienen, sondern um hohe sittliche Probleme, ja um die Zukunft der ganzen deutschen Kultur handelt. Alle Kräfte der Nation müssen in der kolonialen Tätigkeit irgendwie zur Auswirkung kommen; je gesunder also Nation und Staat, desto erfolgreicher die Kolonialpolitik. Diese Erkenntnis zu verbreiten und die Auffassung vom kolonialen Wesen zu vertiefen, ist vor allem die Wissenschaft berufen, und so wird unsere kolonialhistorische Arbeit an der Ludoviciana, die ausschließlich wissenschaftlichen Motiven entspringt und nur rein wissenschaftliche Wege gehen will, doch mittelbar eine praktische Wirkung haben können.